

»Man hat es im Ohr«

Die Lyrik auf dem Weg ins 21. Jahrhundert
– eine Einschätzung der Berliner Verlegerin Daniela Seel

das Gespräch führten Daniel Bayerstorfer und Bernhard Hiergeist

Der komplette deutsche Buchmarkt ist von Prosa besetzt. Der komplette? Nein, eine von unbeugsamen Lyrikern bevölkerte Sparte hört nicht auf, Widerstand zu leisten. Eine davon ist Daniela Seel. Zur Begrüßung plaudert sie beim Kaffee über Berliner Krähen und die Elbe als deren natürliche Habitatsgrenze. Was das mit Lyrik zu tun hat? Eine ganze Menge, denn Dichten ist immer auch Beobachten. Mit *Philtrat* hat sich die Berliner Verlegerin über ihre ganz eigene Sicht auf Kunst und Buchmarkt unterhalten.

Wie spruchreif muss eine Lyrikerin im Alltag sprechen?

Gar nicht, das braucht seine Zeit. Bei Gedichten ist das anders, die wachsen zusammen. So ist das in meinem Fall. Es dauert sehr lange, bis sich das, was sich über Monate hinweg ansammelt, verdichtet und dann daraus ein Gedicht entsteht.

Bestimmen Sie die Form Ihrer Gedichte schon im Voraus? Oder legen Sie die erst nach dem Sammeln von Worten fest?

Bei den allermeisten Texten ist es so, dass ich verschiedene Formen ausprobieren, um herauszufinden: Was ist überhaupt dieses Gedicht? Was ist seine Geschwindigkeit? Was ist seine Art des Kontrastes? Wie lang sollen die Zeilen sein? Welche Pronomen braucht es usw.? Diese Fragen bestimmen die Dynamik des Textes sehr stark.

Wie wichtig ist Ihnen eine feste Form?

Je gepackter alles letzten Endes auf der Seite aussieht, so ist meine Erfahrung, desto lockerer können die inhaltlichen Verbindungen sein. Kompaktere Formen verfügen über größere Bindungskräfte, über eine größere Offenheit als solche Texte, die sich mobileartig über die ganze Seite verteilen.

Was war denn der letzte Gedichtband, den Sie privat gelesen haben?

Im Augenblick lese ich zum Beispiel auf Englisch. Zuletzt hab ich den neuen Gedichtband von Charles Bernstein gekauft und Texte von Angela Carl. Oder Prosatexte von Lisa Robertson. Eigentlich ist man aber ja nie privat. Ich muss von Verlagsseite her ja versuchen, möglichst viel zu kennen und zu lesen. Man tauscht viel unter Kollegen auf Buchmessen. Aus diesem Grund lese ich privat zur Inspiration und zum Vergnügen viel mehr fremdsprachige Texte oder rezipiere andere Kunstformen: zeitgenössisches Theater, Tanz, bildende Kunst, auch Installationen, generell komische Szenarien, die aufgebaut werden und über eine performative Komponente verfügen. Was geschieht eigentlich in der Rezeption, wenn man Kunst, die sich bewegt, bzw. Kunst selbst in Bewegung wahrnimmt?

Inwieweit lässt sich diese Vorliebe auf Lyrik übertragen?

Ich untersuche gerade, wie man Gedichte beispielsweise in installierte Räume überführen kann, wo man nicht nur liest und sitzt, sondern rumgehen kann und verschiedensten Eindrücken ausgesetzt ist. Dichtung muss nicht unbedingt in einem Buch stattfinden. Bücher können auch eher dokumentarischen Charakter haben, etwa wie Ausstellungskataloge. Gedichte sind ja nicht auf ewig in Stein gemeißelt und werden meist nur in einem besonderen Augenblick und Status gelesen. Wenn ein Gedichtband erscheint, hat der Autor meist schon Jahre mit den Texten gearbeitet und Lesungen gemacht. Ein Buch stellt dann eher eine Dokumentation der poetischen Arbeit und Ideen der letzten Jahre dar. Das würde ich gerne noch ein bisschen ausweiten und vom Papier auch in den Raum tragen.

Jetzt haben Sie aber natürlich, da sie Gebundenes gestalten und verkaufen, viel mit Papier zu tun. Können sich Verlage davon lösen? Soll sich Literatur z. B. mehr dem Theater oder der Videokunst annähern?

Ich glaube, dass sich an Büchern als Erscheinungsform von Literatur gar nicht viel verändern wird. Bücher sind toll. Das ist ein jahrhundertealtes Erfolgskonzept und das nicht von ungefähr. Worauf es immer stärker ankommen wird, ist, andere Kontexte für den Umgang mit und die Vermittlung von Literatur zu schaffen. Da sind das Theater und das Internet mit seinen ganzen digitalen Möglichkeiten natürlich wichtige Orte, an denen das stattfinden kann. Zum Beispiel kann es Projekte geben, für die man an bestimmten Stellen im Internet per Smartphone Texte abrufen, vielleicht sogar mit Musik und Video, während man sich durch bestimmte Gegenden bewegt. Janet Cardiff hat das miterfunden mit ihren *walks* und das ist auch in anderen Kunstbereichen sehr virulent geworden. *kookbooks* ist ja nicht nur ein Verlag, sondern es gibt auch das Künstlernetzwerk als Ort für solche Projekte. Da haben wir zum Beispiel im letzten Jahr zeitgenössische Dichter und Tänzer zusammengebracht. Das ist nicht unmittelbare Verlagstätigkeit, aber doch ein Kontext, wo neu erlebt werden kann, was Kunst ist.

Ein Vor- und Nachteil von Literatur ist aber doch, dass man sowohl als Autor als auch als Leser ständig auf sich alleine gestellt ist.

In unserer Gesellschaft verbringt man ohnehin schon viel zu viel Zeit alleine vor dem Rechner. Da sollte Lesen als einsame Tätigkeit nicht noch befördert werden. Natürlich hat das auch seine Vorzüge: Man kann sich wirklich darauf konzentrieren, kann anders reflektieren. Andererseits lernt man wieder mehr, wenn man es gemeinsam mit anderen erlebt und sich da-

rüber austauschen kann. Man konsumiert nicht ausschließlich. Gerade in der Unterhaltungsliteratur, aber auch im Theater, gibt es einen Hang zum Konsum. Alles ist vorgegeben, man hat wenig Möglichkeiten zu eigenen Gedanken und nimmt das als Leser oder Zuseher dann so ab. Mich würde interessieren, wie gemeinschaftliche Formen ohne stark ausgeprägte Hierarchien funktionieren. Wo man sich vom klassischen Autorenbild und diesen Gewissheiten abwendet: Derjenige ist der Produzent, der der Rezipient, so ist die Geschichte, das ist die Moral. Nicht der Autor macht die Erfahrungen und wir rufen sie als Leser ab. Vielmehr kann Kunst Material bereitstellen, anhand dessen man selbst künstlerisch-ästhetische Erfahrungen machen kann und bei dem ein Eingreifen auch gewünscht ist.

Damit der Text nach dem *walk* noch rezipiert werden kann, muss er jedoch gedruckt werden und das bringt einen ganzen Rattenschwanz an Problemen mit sich. War Ihnen die Fixierung auf Papier »für die Ewigkeit« trotzdem zu wichtig?

Bücher werden weiter bestehen, weil sie eben können, was sie können. Aber daneben entstehen auch andere Formate. Ich würde das nicht gegeneinander ausspielen wollen. Warum muss sich das denn ausschließen? Es gibt Momente, die man nicht in einer Veranstaltung haben kann, sondern die nur gerade eben toll sind – dafür muss es Bücher geben. Für die anderen Momente gibt es andere Formate. Überdies sollten Bücher ohnehin nicht diesen repräsentativen Anspruch des Unvergänglichen haben. Sie sollten Gegenstände sein, mit denen man umgeht und denen man das auch ansieht. Viele Autoren arbeiten ja nach Veröffentlichung noch an ihren Texten weiter. In der Editionswissenschaft gibt es so einen merkwürdigen Fetisch für Versionen letzter Hand. Was ist die finale Version? Das ist aber aus der Praxis des Schreibens heraus gesehen eine hanebüchene Frage. Texte verändern sich in einem fort und was letzten Endes publiziert wird, ist nur eine Sonderform zu einem bestimmten Zeitpunkt.

Der erste Gedichtband soll aber eigentlich schon der Ausgangspunkt bleiben?

Es soll schon. Dafür macht man ja Lektorate und arbeitet Monate oder Jahre dran. Um loslassen und mit einem Projekt abschließen zu können, ist immer noch die Veröffentlichung in Buchform das Ritual schlechthin. Dabei an-

verbindungen, fang. hängt überall garn dran, bandagen aus absperband, fusseln, patrone, leim. jedes kleid könnte brautkleid sein, übertüncht. verdammte legende vom honig dieb, verfolg mich, verfolg mich nicht. die grünen strümpfe scheuern am knie, beim knöpfen fängts an. gewahrsam. herden von fenstern ringsum, quillt glut raus. wo sich was sammelt, flimmert der boden, verteilt wirklichkeit, mischt sich rein. schick noch eins von den zeitwörtern, später, bald, morgen, dann, gleich. draus lern ich entfernung, nicht jeder raum ist als wohnraum gedacht. surrogat, ohne richtig und falsch. koffer voll strecken, gelöscht im schlaf. je mehr ich mich schere, desto mehr wächst nach. lunte, mundgroße drops. *nothing to be scared of.*

Daniela Seel: *Verbindungen*

dert es den Daseinszustand: Es wird vom privaten zum öffentlichen Material.

Gedichte suggerieren, sie seien wie ein Videoclipkurz, prägnant, ausschnitthaft. Dabei stellen sie jedoch gerade eine Art Entschleunigung des Kurzen dar: Haben Sie in unserer heutigen Zeit ihre Daseinsberechtigung verloren?

Ich glaube, dass das Gedicht nach wie vor eine enorme Aktualität hat. Es kann auf so geringem Raum eine unglaublich hohe Gedankendichte vermitteln, es kann reflektieren über Fragen der Zeit. Obendrein ist es nicht nur

eine inhaltliche, sondern auch eine musikalische Kunstform, die ein Angebot darstellt, sich aber nicht anmaßend mit 1.000 Seiten aufdrängt und alphanierartig ruft: Setz dich mit mir auseinander!

Haben Sie manchmal Ohrwürmer von Gedichten?

Das kommt schon vor. Man hat es im Ohr und weiß nicht, was es eigentlich ist. Viele Gedichte sind eben online nicht zugänglich. Da kommen wir auch schnell zum Urheberrecht.

Wenn ich Texte schreibe, habe ich ganz viele Inspirationen, die alle darin eingehen. Überhaupt erfindet man die Sprache ja nicht. Es ist so viel Inspirationsmaterial zugänglich, mit dem wir ständig arbeiten. Wo ist da der Punkt, zu sagen: Das ist deins und das meins? Texte gehen durch so intensive Phasen der Herstellung, Auseinandersetzung und Aneignung, dass man die Quellen selbst gar nicht mehr so genau benennen kann, selbst wenn man es wollte. Das ist ein großes Dilemma unserer Zeit, das viele Fragen aufwirft.

Hinkt die Literatur da noch hinterher? In der Musik hat man ja beispielsweise schon sehr früh an-



gefangen mit Zitaten, Variationen oder auch Coverversionen. Kann man denn in der Lyrik auch covern?

Natürlich. Ein ganz tolles Projekt betreibt z. B. gerade Norbert Lange mit seinen *Dummkopfelegien*. Das sind *rewritings* von Rilkes *Duineser Elegien*. Man nimmt sich Teile anderer Gedichte als Ausgangsbaustein. Dagmara Kraus dagegen hat mit dem sogenannten »Harsdörfferschen Denckring« gearbeitet, einem unglaublichen Gerät aus dem Barock. Damit kann man durch Drehungen Silben neu zusammenstellen und Wörter generieren. Alternativ kann man auch untersuchen, welche Ebenen sich in Texten verbergen und etwa durch Ausstreichungen zum Vorschein gebracht werden können. Oder die Idee des *sampling*, die im deutschen Sprachraum noch nicht so, dafür aber im anglo-amerikanischen und skandinavischen schon sehr in ist. Kenneth Goldsmith hat ein Buch darüber geschrieben, *Uncreative Writing*, in dem es unter anderem darum geht: Was ist überhaupt das Eigene und wie geht man damit um? Stichwort Reappropriationskunst. Der belgische Künstler Marcel Rother hat durch seine Neukombination von Mallarmé-Gedichten wieder ein Revival angestoßen. Klar gab es beispielsweise schon Dada, zu einer größeren Bewegung ist das aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA geworden.

Beliebt unter Studenten ist es auch, abends Sätze durch den Google translator und wieder zurück zu jagen.

Das ist ebenfalls eine Form des *Uncreative Writing*. So etwas Ähnliches hat es auch letztes Jahr gegeben: *flarf Berlin*. Dabei wurden Begriffe vorgegeben, die gegoogelt werden sollten. Aus Wörtern aus den ersten zehn bis 20 Einträgen sollten dann Gedichte gemacht werden.

Auch München muss sich in lyrischer Hinsicht nicht verstecken. Ganz neu ist zum Beispiel die Reihe *meine drei lyrischen ichs*, bei der Sie auch schon vortragen durften. Wie schätzen Sie die Lyrikszene in unserem Millionendorf ein?

Zeitgenössische oder jüngere Lyrik hat es bisher in München eher schwer gehabt und fand selten statt. Darum finde ich es ganz toll, dass es diese Reihe jetzt gibt. Die Schwierigkeit besteht eben immer – übrigens auch in Berlin – darin: Institutionen wie das *Literaturhaus* oder das *Lyrik-Kabinett* bilden schon immer eine Schwelle, die Leute, die jünger und vielleicht szeniger drauf sind, davon abhält, da hinzugehen. Manche mögen vielleicht auch das

gediegene, literarische Umfeld nicht so sehr. Auf jeden Fall muss man sich fragen: An welchen Orten kann eine solche Veranstaltung mit zeitgenössischer Lyrik überhaupt stattfinden? *meine drei lyrischen ichs* wird ja in Kooperation mit dem *Lyrik-Kabinett* gemacht, aber eben nicht an dem Ort.

Das Interesse für Lyrik hält sich generell eher in Grenzen. Liegt das mitunter daran, dass Lyrik höhere Anforderungen stellt als beispielsweise Poetry-Slams?

Nein, das denkt man, weil man Berührungsängste hat: Wenn man ins *Literaturhaus* geht, gibt es da eine Bühne und Abstand. Man muss dem Dichter huldigen und man selber ist ja dann vielleicht auch noch dumm und wenn man nicht noch Doktor der Germanistik ist, dann darf man gar nichts verstehen. Um von diesem hierarchischen Denken wegzukommen, muss man an Orte gehen, die nicht so ein ehrfurchtgebietendes Ambiente haben.

Gedichtbände sind heute relativ teuer. Wenn man aber 15-18 Euro ausgibt, kann man davon auch zwei- oder dreimal ins Kino gehen. Warum ist ihrer Meinung nach Lyrik dem vorzuziehen?

Man hat ja viel länger etwas davon und kann sich intensiv damit beschäftigen. Bücher sind nach der Einführung des Euro eigentlich ja überhaupt nicht teurer geworden. Sie kosten erst jetzt auch mal über 20 Euro. Im Verhältnis zur Entwicklung des Papierpreises in den letzten Jahren sind Bücher immer noch günstig. Die Auflagen sind relativ gering und die Stückkosten im Druck entsprechend höher. Darum muss man eher höherpreisig fahren. Trotzdem: Wenn ein Buch 20 Euro kostet, dann bleibt letztendlich nicht viel mehr als ein Euro beim Verlag hängen. Allein 60 Prozent des Preises gehen in die Vertriebsstruktur. Das ist wichtig und schützt auch den Buchhandel: Es muss Orte geben, wo man Bücher anfassen und ansehen kann. Das kann das Internet nicht völlig übernehmen. Aber man muss auch sehen, dass diese Struktur für große Einheiten gemacht ist und kleinere benachteiligt. Es gibt in Deutschland die Buchpreisbindung, die die Verlagsvielfalt schützen soll. Ob das alles den realen Gegebenheiten gar nicht mehr entspricht, ist jedoch schwierig zu beurteilen. Im Moment sehe ich auch kein besseres Modell, den unabhängigen Buchhandel zu schützen.

Wie sieht die weitere Entwicklung auf dem Buchmarkt aus? Können Sie sich denn vorstellen, den Print-Sektor irgendwann auch wieder zu verlassen?

Ich glaube nicht, dass das abgelöst werden wird. Vielleicht wird es ein geringerer Anteil sein, den Print ausmacht, aber nicht einmal das zeichnet sich im Moment ab. Es werden zwar mehr E-Books verkauft, aber erstaunlicherweise ist der Umsatz des Printbuchhandels trotzdem gestiegen. Wenn man sich wirklich auf eine Lektüre konzentrieren will, braucht man ein Buch – gerade, weil es nicht verknüpft oder mit dem Internet verbunden ist, sondern für sich steht. Vielleicht wird das irgendwann die Menschen nicht mehr so berühren, weil sie durch die Zunahme der digitalen Distribution auch viel stärker von dieser universalen Verbundenheit geprägt sind. Ich kann nur für mich und für heute sprechen: Wenn ein Buch in einem vernetzten Gerät gelesen wird, verliert es seine Einheit. Das ist ein fundamentaler Unterschied in der Wahrnehmung. Das ist unersetzlich. □



Daniela Seel ist zu jeder Tages- und Nachtzeit Lyrikerin. Die erklärte Gegnerin von altherwürdigen Wasserglaslesungen wurde 1974 in Frankfurt am Main geboren und arbeitet als Lyrikerin, Übersetzerin, Herausgeberin und Verlegerin. 2003 gründete sie gemeinsam mit dem Künstler Andreas Töpfer in Berlin den *kookbooks*-Verlag, der mit Dichtern wie Gerhard Falkner, Uljana Wolf und der diesjährigen Peter-Huchel-Preisträgerin Monika Rink einige der bedeutendsten Vertreter ihres Fachs versammelt, aber auch Prosa im Programm hat. In diesem »Labor für Poesie als Lebensform« wird permanent nach neuen Spielarten von Lyrik geforscht – selbst in benachbarten Disziplinen. Als schlechtesten Weg, mit Verlagen in Kontakt zu treten, bezeichnet sie das unverlangte Einsenden von Manuskripten. Ihr Rat für Nachwuchsautoren: »Misstraut Verlagen. Findet eine bessere Lösung.«